

## Werk

**Label:** Periodical issue

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1903

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273\\_0005|log41](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0005|log41)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

# Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

V. Jahrgang.  
Nr. 7.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 20. Mai  
1903.

[Alle Rechte vorbehalten.]

## Die alte Rheinbrücke in Basel.

Von Eugen Probst in Zürich.

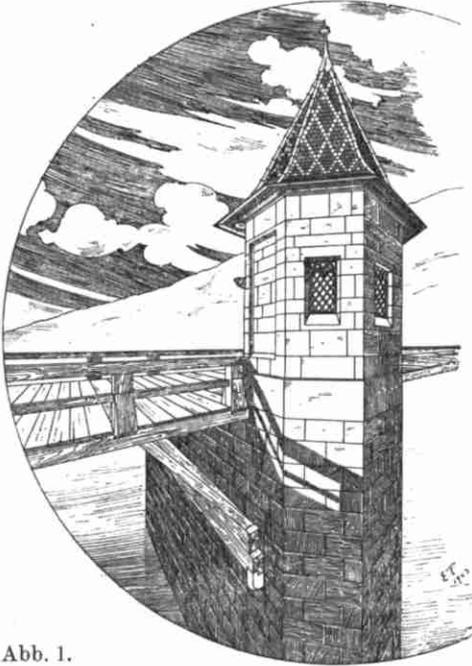


Abb. 1.



Abb. 2.

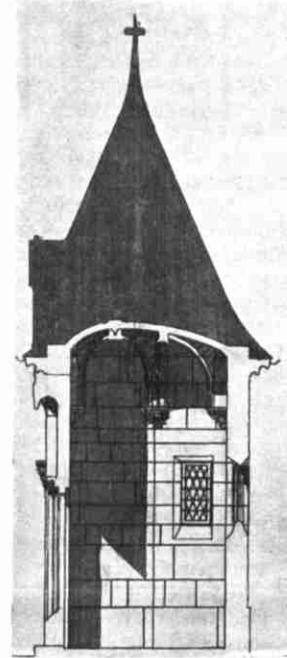


Abb. 3.

100 50 0 1 2 3 4m

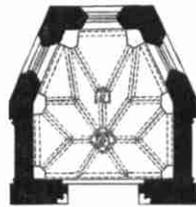


Abb. 4. Grundriß.

Wie die Leser der „Denkmalpflege“ schon aus verschiedenen Mitteilungen (Jahrg. 1899, S. 60, 75, 1901, S. 87) entnommen haben, wird im Juni dieses Jahres eine der ältesten und in ihrer Art bedeutendsten Brücken, welche über den Rhein führen, die alte Rheinbrücke in Basel, verschwinden (vergl. a. Zentralblatt der Bauverwaltung 1902, S. 101). Im nachfolgenden soll eine kurze Geschichte des alten Bauwerkes, soweit es im Rahmen der „Denkmalpflege“ möglich ist, Platz finden.

Basel galt von jeher als eine der ältesten deutschen Städte, Handel und Verkehr blühten schon früh, doch wurde die Verbindung zwischen den auf beiden Ufern des Rheins liegenden Stadtteilen immer nur durch eine Fähre vermittelt, bis die in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts eröffnete Gotthardstraße und im Zusammenhange damit die Ausbildung des unteren Hauensteinpasses zum großen Verkehrsweg zwischen Süden und Norden dem Gedanken eines Brückenbaues in der damals noch sehr bescheidenen Bischofsstadt Basel mächtigen Vorschub leistete und vielleicht gar mitbestimmend für die Errichtung des Bauwerkes war. Unter Bischof Heinrich von Thun (1215–1238) wurde die Brücke begonnen und mit Unterstützung der Bürger und Nachbarn wie auch der badischen Klöster Bürglen und St. Blasien im Jahre 1230 vollendet. Zur Deckung der Kosten sah sich der geistliche Herr genötigt, den Kirchenschatz an die Juden zu verpfänden. Später im 14. Jahrhundert wurde die Unterhaltung aus dem Brückenzoll bestritten, den jeder, der die Brücke benutzte, entrichten mußte; auch die Gelder der Neubürger, welche diese zur Erlangung des Bürgerrechts zu bezahlen hatten, flossen in die Brückenkasse. Die Brücke bestand anfangs aus fünf steinernen und sieben fichtenhölzernen Jochen oder „Archen“, erstere aus roten Sandsteinquadern, letztere aus eingerammten und durch Zangen und Querhölzer miteinander verbundenen Pfählen konstruiert. Die Fahrbahn bildete ein hölzerner Belag, zuerst ohne Bürgersteig, und war auf beiden Seiten durch ein einfaches hölzernes

Geländer begrenzt. Im Jahre 1458 wurde ein sechstes, das sogenannte Bärenfelsenjoch gebaut, dessen Form insofern von der der übrigen Pfeiler abweicht, als die auf der Westseite (stromabwärts) vorgebaute Schranke fehlt und der Pfeiler zugleich auf der Ostseite aus der Flucht vorspringt. Man beachte die Eigentümlichkeit der stromabwärts, statt, wie üblich, stromaufwärts angelegten Schranken. Es hat den Anschein, als ob der Brückenbauer von Anfang an auf eine später mögliche Verbreiterung der Fahrbahn nach dieser Seite Rücksicht nehmen wollte. Vom

letzten Viertel der Brückenlänge gegen das Rheintor zu, also in einer Länge von etwa 50 m teilten zwei übereinander liegende Balken die gegen das linke Ufer breiter werdende Fahrbahn in zwei gleiche Teile, um einen Zusammenstoß der ein- und ausfahrenden Fuhrwerke zu vermeiden. Für den militärischen Schutz des wichtigen Rheinüberganges, dessen Bedeutung auch heute noch nicht unterschätzt wird, errichtete der Rat der Stadt Basel schon im Jahre 1362 das starke Rheintor, „den festen Turm ze Rin“, von welchem herab dann später bis ins 19. Jahrhundert der allbekannte Lällenkönig (welcher sich jetzt im historischen Museum befindet) die Kleinbasler neckte.

Mußte ein Brückenjoch ausgebeßert werden, so wurde der Verkehr auf der Brücke eingestellt und durch eine Fähre um ein Fährgeld vermittelt. Die bauliche Aufsicht führte dabei der von der Stadt bestellte „Bruggmeister“. Der Unterhalt der Brücke verschlang oft ungeheure Summen, besonders wenn infolge von Hochwasser beinahe die ganze Brücke unter Wasser kam, was vor der Rheinkorrektion gar nicht selten der Fall war. Schramm spricht in seiner „Beschreibung merkwürdiger Brücken“, Leipzig 1735 von der Basler Rheinbrücke „als eines Bauwerkes, desgleichen am ganzen Rheinstrome der Länge und Dauerhaftigkeit wegen nicht zu finden, annoch übertroffen wird. Es ist solche sehr alt und findet man, daß anno 1480 der Rhein so groß gewesen, daß man zu Basel das Wasser auf der Brücke mit der Hand hat schöpfen können“. Noch im Jahre 1876 war der Rhein sehr stark angewachsen, sodaß der Verkehr über die Brücke eingestellt werden mußte, weil man deren Zerstörung befürchtete. Mit Wagenladungen von Eisenbahnschienen und Steinen wurde damals die alte Brücke belastet, um sie vor dem Untergang zu retten.

Es ist ein Beweis von einer außerordentlich guten Konstruktion, wenn man bedenkt, daß im Laufe von sieben Jahrhunderten die Brücke nie, weder teilweise noch ganz ein Opfer der reißenden Wassermassen geworden ist. Jedoch spielt hierbei ein Um-

stand mit, dem schon beim Bau der Brücke in kluger Weise Rechnung getragen wurde. Die Verschiedenartigkeit der Brückenjoche, worüber schon mancher sich den Kopf zerbrochen, rührt nämlich höchst wahrscheinlich daher, daß infolge der bedeutend größeren Strömung auf der Großbasler Seite die Anlage der Pfeiler eine etwas andere Form verlangte, als auf der Kleinbasler Seite. Der Rhein „reißt“ auf dem linken Ufer namentlich bei Hochwasser außerordentlich stark; es war daher ein kluger Gedanke des Brückenbauers, die Pfeiler auf dieser Seite so zu konstruieren, daß sie erstens die Wassermassen leichter und ungehinderter durchließen

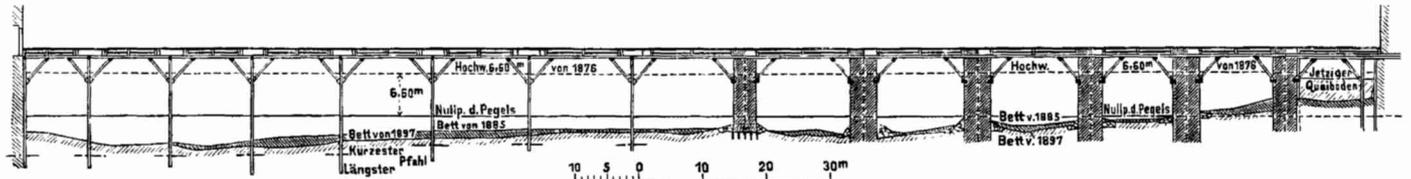


Abb. 5. Längenschnitt.

### Alte Rheinbrücke in Basel.

und zweitens ein Ersetzen der Pfeiler, da sie der Gefahr der Zerstörung mehr ausgesetzt waren, möglichst rasch zuließen.

Auf dem fünften und damals äußersten Joch stand schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts eine jener Wegkapellen, wie sie im Mittelalter vor den Toren und auf den Brücken häufig errichtet wurden und vor welchen das religiös gesinnte Volk eine kurze Andacht zu verrichten pflegte (vergl. Abb. 1–4). Auf den andern Jochen standen die sogenannten Häuslein, wo allerlei Krämer ihre Ware feilboten und gleichzeitig den Fußgängern einen kurzen Aufenthalt auf der Brücke ermöglichten. Die jetzigen Sitze in Badewannenform stammen aus dem 19. Jahrhundert, wo gleichzeitig die Kapelle auf das äußerste, sechste steinerne Joch versetzt und ein eisernes Geländer ausgeführt wurde. Auch die Schranken wurden damals entfernt, oder sie mußten sich eine Aufmauerung bis auf die Höhe der Fahrbahn gefallen lassen, damit die notwendig gewordene Verbreiterung, von der oben die Rede war, ausgeführt werden konnte; die hölzernen Streben aber unter der Fahrbahn, welche ihr Auflager auf einem Wandbalken hatten, der auf eingemauerten Kämpfern ruhte, mußten damals einer nüchternen Eisenkonstruktion weichen. Die letzte größere Arbeit an der Brücke wurde vor 13 Jahren vorgenommen, wo zwischen die Pfähle der sechs hölzernen Joche eiserne I-Balken zur Erhöhung der Tragfestigkeit eingerammt wurden. Der äußerst rege Verkehr auf der Brücke machte in den letzten 25 Jahren jährlich die zweimalige Erneuerung des hölzernen Bodenbelags nötig.

Wie man sieht, hat die alte Rheinbrücke von ihrem ursprünglichen Gepräge namentlich in den letzten Jahrzehnten sehr viel verloren. Mit Ausnahme der Brückenjoche und der Kapelle gehört eigentlich alles einer neueren Zeit an. Das Aussehen der Brücke am Anfang des 19. Jahrhunderts gibt Abb. 5 wieder. Die Zeichnung ist nach zuverlässigen Quellen hergestellt.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient noch das „Käpelli“, wie es der Volksmund nennt, ein schmuckes Architekturstück, das zu den besten der noch erhaltenen ähnlichen Kapellen zu zählen ist. Es stammt aus dem Jahre 1392 und wurde 1478 umgebaut. Die jetzt noch stehende Kapelle wurde im Jahre 1512 aus dem Gelde des Opferstockes errichtet oder umgebaut; dazu machte der Rat einen Zuschuß von 7 Pfd. und 4 sh. In der „Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Bund der Eidgenossen 1901“ ist eine erschöpfende Darstellung der Geschichte dieser kleinen Kapelle gegeben, aus der wir das Nachfolgende entnehmen. Ebenso sind Ansicht und Schnitt (Abb. 2 u. 3) Wiedergaben der dort veröffentlichten Aufnahmen.

Das zierliche Bauwerk ist kein Prunkstück spätmittelalterlicher Kunst. Allein gerade in der Einfachheit ihrer Umrisse und der Schlichtheit ihres Außern verrät sich die sichere Hand eines ge-

reiften Meisters. Der stromaufwärts gerichtete Vorsprung des Brückenpfeilers ergab zwar von selbst den nach hinten polygonal abgeschlossenen Grundriß von der Form eines kleinen Chorhauptes, das mit einem zierlichen Sterngewölbe überspannt werden konnte (Abb. 4). Der durchaus richtige Gesichtspunkt, daß die Kapelle nicht für sich allein, sondern als Teil eines Bauwerkes, der Brücke, zu gelten habe, ist mit unverkennbarer Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht.

Die drei Figuren auf der Frontseite sind vermutlich schon im Bildersturm der Reformation verloren gegangen. In der Mittel-

nische steht heute das moderne Standbild des Brückenerbauers, des Bischofs Heinrich von Thun. Nach dem Beiwerk auf der sie umgebenden Relieftafel dürfte hier früher das Bild der Madonna gewesen sein, während an den Ecken zwei Brücken- oder Stadtheilige gestanden haben mögen, auch die zwei hölzernen Türflügel sowie das Dachlicht sind neu; an ihrer Stelle haben wir uns vor Profanierung des Gebäudes ohne Zweifel ein Gitter zu denken, wie solche heute noch an den Kapellen auf den beiden gedeckten Brücken in Luzern zu sehen sind. Von der inneren Bemalung der Kapelle, die sie im Jahre 1512 erhielt, ist nichts mehr zu sehen, ihre letzten Reste mögen verschwunden sein, als im 19. Jahrhundert die Kapelle auf das äußerste steinerne Brückenjoch versetzt wurde.

Was an Stelle der alten Brücke kommt, vermag das Verlorene einigermaßen zu ersetzen. Die neue Brücke fügt sich, nach dem Entwurf zu urteilen, gut in das alte Stadtbild ein und auch die alte Kapelle wird in unveränderter Gestalt auf dem Mittelpfeiler des neuen Bauwerkes beibehalten.

Zum Schlusse geben wir noch eine jener hübschen Geschichten, wie sie in großer Anzahl über die Brücke erzählt werden. Sie zeigt uns mindestens, welche Wichtigkeit der alten Basler Rheinbrücke beigegeben wird. Der vor einigen Jahren verstorbene F. A. Stocker berichtet in seinen „Basler Stadtbildern“: „Der junge Leibgardenleutnant Viktor von Chamilly erhielt im September 1681 in Paris vom ersten Minister Ludwigs XIV. den Auftrag, in der Verkleidung eines Sundgäuers sofort und stracks nach Basel zu reisen, und zwar in drei Tagen. Am vierten Tage Nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr habe er auf der großen Rheinbrücke zu spazieren und dort genau alles zu notieren, was vor seinen Blicken vorgehe. Schlag 4 Uhr sollte er wieder abreisen und seine Beobachtungen nach Paris bringen. Bastille oder Vermählung mit seiner Braut sei der Lohn für das Mißlingen oder Gelingen seiner Sendung. Chamilly reiste nach Basel und begab sich auf die Brücke. Um halb 3 Uhr kam ein junger, seltsam gekleideter Mann von Kleinbasel her, in Weste und Hosen von gelber Farbe. Nicht weit von dem Standpunkte Chamillys blieb er stehen, schaute fünf Minuten über das Geländer, trat einen Schritt zurück und tat drei mächtige Streiche auf den Boden mit seinem Stocke. Um 4 Uhr verließ Chamilly die Brücke, warf sich in den bereit stehenden Wagen und war um Mitternacht des zweitfolgenden Tages wieder in Paris. Als er Louvois von dem gelbgekleideten Manne berichtete, war der Minister hocheifrig. Acht Tage nachher, am 30. September 1681, ging Straßburg dem Deutschen Reiche verloren. Die drei Stockschläge auf der Basler Rheinbrücke waren das verabredete Zeichen gewesen, daß der Verrat Straßburgs an Deutschlands Feinde gelungen sei.“

### Wandmalereien in den Kirchen des Kreises Salzwedel.

Alte Malereien in Dorfkirchen sind wenig erhalten und bekannt, sodaß vielfach die Meinung verbreitet ist, daß das Innere der Dorfkirchen schlicht und nüchtern gewesen sei. Zahlreiche Beispiele beweisen das Gegenteil. Jedenfalls habe ich in den von mir als Kreisbauinspektor verwalteten Kreisen öfter Gelegenheit gehabt, in sonst einfachen Kirchen alte Malereien zu entdecken und aufzunehmen.

Da ist zunächst das kleine Dörfchen Maxdorf, nirgends urkundlich erwähnt; es hat dafür aber um so beachtenswertere Decken-

malereien (Abb. 4 u. 5). Diese Kirche ist von Feldsteinen hergestellt, im lichten 6 m breit und 12 m lang, mit kleiner Empore versehen. Sie trägt am Westgiebel einen kleinen Dachreiter, der mit Schiefer benagelt ist. Die flache Holzdecke besteht aus Brettern, deren Fugen mit 5 cm breiten, gestäbten Leisten verdeckt sind. Sie ist mit Leimfarbe außerordentlich wirkungsvoll bemalt. Neun verschiedene fortlaufende 25 cm breite Bandmuster wechseln in den einzelnen Bretterreihen ab, unterbrochen durch die hellgrau gestrichenen und nur durch rote und weiße Linien eingefassten



Abb. 1.



Abb. 2.



Abb. 3.

Abb. 1, 4 u. 5. Malereien aus der Kirche in Maxdorf bei Salzwedel.

Abb. 2 u. 3. Malereien aus der Gertraudenkapelle in Salzwedel.



Abb. 4.

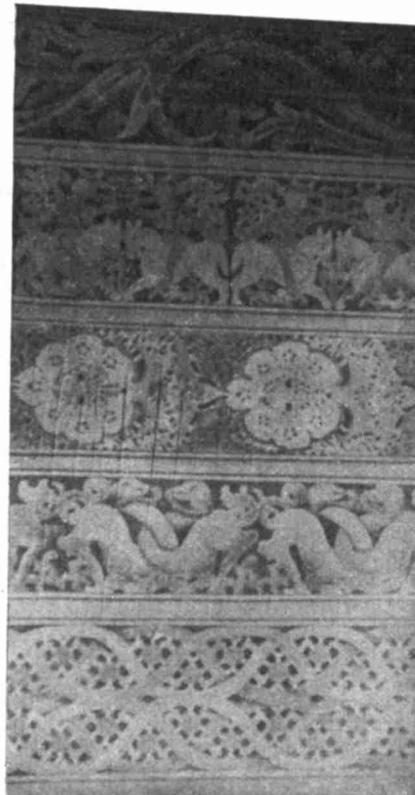


Abb. 5.

Leisten. Vorherrschend sind Grün, Rot, Umbra und Weiß auf schwarzem Grunde. Merkwürdig sind darunter drei streng, fast romanisch gehaltene Bandmuster von sehr schöner Linienführung. Dazwischen in ziemlich freier Zeichnung mit grünlich getönten

Papageien abwechselnde weiße Palmetten mit hellgrün schattiertem Blattwerk und umbrifarbenen Linien, in Weiß, Umbra und rötlich schattierte Ornamente endigende rötliche Greifen, die mit blauen verschlungenen Bändern am Halse gefesselt sind und in einander verschlungene Drachen in Grün, Rot, Weiß, Umbra mit teils blauen Blattspitzen. Dann wieder zwei wie weißes Spitzengewebe wirkende schablonierte Muster. Bei dem einen sind die Farben fleckenweise in der Zeichnung einschattiert, bei dem andern sind nur die Bandverschlingungen verschiedenfarbig hervorgehoben. Sehr niedlich ist auch das Muster mit blauen, geharnischten Rittern auf weißen Pferden zwischen grünem Blattwerk. Die umbrifarbenen Lanzen kreuzen sich unter einer umbrifarbenen Krone und unter den Pferden sind sich entgegen laufende rötliche Hunde dargestellt. An der Wand vermittelte eine in ähnlichen Farben gehaltene 12 cm breite Bandleiste den Uebergang von Wand und Decke (Abb. 1) Auch die Wand war bemalt. Spuren von Gewebedarstellungen und rötlichen Tönen waren unter den Putzschichten vorhanden, doch hatten hier durchgreifende Umbauten früherer Jahre mit den Wandmalereien zeitig aufgeräumt.

Für die Zeitbestimmung dieser Malereien könnten als Anhalt die auch bei der Gertraudenkapelle in Salzwedel in denselben Farbentönen vorgefundenen Darstellungen vielleicht maßgebend sein. Hier kommen nämlich grau, weiß, schwarz und rot getönte Linien und rötlich und grünlich ornamentierte Rosetten in den Gewölbescheiteln von ähnlicher freier Behandlung vor. Die malerische Gertraudenkapelle stammt, nach den figürlichen Darstellungen zu urteilen, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Um dieselbe Zeit wird auch die Kirche in Maxdorf ausgemalt sein. Unter den Malereien der Gertraudenkapelle, über deren Aufdeckung ich im Jahre 1899 bereits berichtet habe (vergl. S. 112, Jahrg. 1899 d. Bl.), zeichnen sich die in der Abb. 2 dargestellten Ornamente aus, mit denen die Gewölbe und die Zwickel zwischen den Stirnbögen der Gewölbe und den Fenstern bemalt waren. Hier wirken braunrote und hellgrüne nicht umrandete Ranken auf gelblichem Grunde mit sehr einfachen Mitteln allein durch glückliche Farben- und Flächenverteilung. Ferner ist hier noch eine rötlich schablonierte Wanddekoration auf dunkelrotem Grunde, ausgehend von heraldisch behandelten Hähnen hervorzuheben, mit welcher einzelne Teile der unteren Wandfläche verziert waren (Abb. 3). Der Grund bei den Hähnen war schwarz gehalten.

Rot scheint vielfach als Dekorationsmittel herangezogen worden zu sein. So bemerkt man an den äußeren Bogenleibungen der Fenster der Kirche in Diesdorf rote und weiße Schachbrett- oder Fächermuster, die trotz der Einfachheit von großer Wirkung sind. Rote und weiße Farbentöne finden sich gleichfalls bei den Außenwänden der Kirche in Liesten; man hat auch im Äußeren die farbige Behandlung der Wände nicht gescheut. Die Farben wetterbeständig zu erhalten, verstand man im Mittelalter. Des weiteren sind auch in der Kirche von Mahlsdorf unweit Maxdorf unter den Putzschichten Spuren von Wandmalereien gefunden worden, welche gleichfalls auf eine reichere Ausmalung schließen lassen. Auch die Kirchen in Vissum und Kahrstedt scheinen innen gemalt gewesen zu sein, wie Farbentöne unter den Putzschichten dartun. Sie sind durch den Kalk unkenntlich geworden. Nimmt man dazu die vielfach zwar rohe, aber doch kostspielige Bemalung der Emporen und Bänke mit Oelfarbe, bei welcher Darstellungen aus der

biblischen Geschichte sehr beliebt waren, die noch aus der katholischen Zeit stammen, so z. B. in Vissum, Kahrstedt, Maxdorf, so spricht das alles für einen außerordentlichen Schmucksinn und den Drang nach künstlerischer Betätigung.

Prejawa.

### Die Kaiserswerther Ruine ein Barbarossabau?

In letzter Zeit sind beträchtliche aus öffentlichen Kassen gespendete Mittel für die bei Kaiserswerth am Rheinufer stehende Ruine verwandt worden und zwar zunächst hauptsächlich zu einer Ausgrabung und eingehenden Aufnahme derselben, nach dem amtlichen Berichte<sup>1)</sup> zu dem Zwecke, durch „bessere Instandsetzung

und dauernde Unterhaltung das einzige Denkmal der kaiserlichen Herrlichkeit am Niederrhein auch äußerlich zu Ehren zu bringen“.

<sup>1)</sup> „Berichte über die Tätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz“. V. Heft, Bonn 1900, S. 30-40.

Da mag es von Wert sein, zu untersuchen (auf Wunsch der Schriftleitung kurz gefaßt), ob die überschriftlich aufgeworfene Frage zu bejahen, oder ob nicht etwa die Denkmalpflege hier irrtümlich einem Gegenstande zugewandt worden sei, welcher die ihm zugeschriebene baugeschichtliche Bedeutung gar nicht hat.

Die heutige Annahme, daß Friedrich Barbarossa da eine Burg erbaut habe, gründet sich jedenfalls wesentlich auf die Inschrift eines steinernen Türsturzes von dort, welcher lange Zeit in Düsseldorf aufgehoben, jetzt wieder in der Ruine aufgestellt ist. Die Inschrift lautet:

ANNO AB INCARNATIONE DOMINI NOSTRI IESV CHRISTI  
MCLXXXIII

HOC DECVS IMPERIO CESAR FREDERICVS ADAVXIT,  
IVSTICIM STABILIRE VOLENS ET VT VNDIQVE PAX SIT.

Aus verschiedenen Gründen möchte ich es nicht für zweifellos halten, daß diese Inschrift, wiewohl „späteren Datums“, nach „Bericht“ S. 30 „offenbar (?) auf einer früheren beruhe“, sowie daß eine zweite, ähnliche, wie daselbst ebenso kurz bemerkt wird, „aus dem 12. Jahrhundert stamme“. Im übrigen kann die letztere an sich schon deshalb nichts beweisen, weil mit den Schlußworten der drei Zeilen sowohl die Jahreszahl fehlt als auch die Angabe, was der genannte „Cesar Fredericus“, deren letzter 1493 starb, getan habe. Wenn außerdem Kaiser Rotbart 1189 aus Philippopol an seinen Sohn (Heinrich VI.) geschrieben hat: „Domum insulariam Suitberti<sup>2)</sup> et Nuwemagen perfici facias“, so ist damit offenbar ebensowenig das Vorhandensein eines von jenem neu erbauten Wohngebäudes nachgewiesen als (s. dazu weiterhin) durch das „adauxit“ der ersten Inschrift.

Hiernach haben wir also die Merkmale zu prüfen, welche der Bau an sich zu seiner Zeitbestimmung bietet. Da ist schon in den „Kunstdenkmälern der Rheinprovinz“ III, S. 141 bemerkt worden, daß die Kaiserswerther Ruine, „abweichend von den mittelhochdeutschen hohenstaufischen Residenzen in Gelnhausen, Münzenberg (?), Wimpfen oder Seligenstadt“, vielmehr „die Anlage mit der der gleichen Zeit entstammenden Niederburg zu Rudesheim teile“. Indessen handelt es sich hier doch um mehr als um bloße Abweichungen. Wer die ihm vertrauten romanischen Fürstenpaläste — es wären da u. a. ja noch Goslar, Wartburg, Dankwarderode, Eger, Tirol zu nennen — im Sinne hat, wird beim Besuche der Ruine sich gleichsam in eine andere Welt versetzt finden, um so mehr noch, wenn er sich das Fehlende nach den alten Abbildungen von Meißner und Merian (Bericht Fig. 11 und 12) ergänzt denkt. In der Tat sind da nahezu nur Gegensätze zu jener zu finden. Zunächst überrascht gegenüber dem einfachen Bruchstein- und Quadermauerwerk der sonstigen romanischen Paläste die eigentümliche — so wird sie auch „Kunstdenkmäler“ S. 141 bezeichnet — Mauertechnik, besonders auf der dem Strome zugewandten Seite. Schwärzliche Säulenbasalte, in breiten, unregelmäßigen, senkrechten Streifen mit solchen von hellen, glatten Quadern abwechselnd. Zu diesem Steingemisch kommt dann noch auf der Innenseite des Baues eine reichliche und regelmäßige Verwendung von Ziegelsteinen (nebenbei verschiedenen Formats) zu Mauerbögen und Ueberwölbungen. Eine derartige ausschließliche Anwendung dieses bequemen Materials, sei es ursprünglich oder — was hier nicht in Frage kommt — bei nachträglicher Flickarbeit, habe ich bei unsern Profanbauten bisher immer erst, soweit eine Zeitbestimmung möglich war, aus dem späteren Mittelalter gefunden, wie sie sich denn auch ähnlich wie hier bei der am Ende des 14. Jahrhunderts gleichfalls am Niederrhein erbauten Burg von Zons findet. Doch will ich, zumal nicht mit allen alten Bauten der Rheinlande bekannt, mich hier nicht weiter auf das Gebiet der Zeitbestimmung aus der Mauertechnik begeben, auf welchem Gebiete unhaltbare Behauptungen und Ausnahmen von der Regel eine so große Rolle spielen. Ein zwingender Beweis dürfte daraus weder gegen noch für den Barbarossapalast geführt werden können.

Machen wir uns hiernach zunächst den Gesamtbau klar, so haben wir hier (Abb. 1), eine eng zusammenhängende Baugruppe, bestehend aus drei Flügeln des Wohnbaues, dem Bergfried *o* und einem Höfchen *h* von nur 80 qm Fläche. Dabei hat der Wohnbau bis zum Dachanfang nach Meißner mehr als 20, nach dem Merianschen Bilde gar rd. 30 m Höhe, und die ganze danach 1500 qm große Rheinfront desselben ist nur von spärlichen schmalen Fenstern durchbrochen bis ganz zu oberst, wo in der Mitte zwischen sieben kleinen eine Reihe von ebenso vielen großen Viereckfenstern, ganz heutiger, Art auf das eigentliche Wohnstock-

werk — das fünfte des Baues — hinweist, während hofseitig des anstoßenden Bergfrieds wegen fast gar keine Lichtöffnungen angebracht gewesen sein können.

Demgegenüber kenne ich, so ungemein verschieden ja sonst die burglichen Wohngebäude waren, keinen romanischen Palast (nicht nur einer Hofburg), dessen beide Langseiten nicht frei gelegen hätten und welcher nicht schon in seinem ersten Obergeschoß und ähnlich im zweiten, höchstens noch vorhandenen, seine durch gekuppelte Fenster reichlich belichteten größeren Räume gehabt hätte. Diese freie Lage der beiden Wohnflügel fehlt auch beachtenswerterweise (Abb. 2 im Westen und Norden), wie die Kuppel-

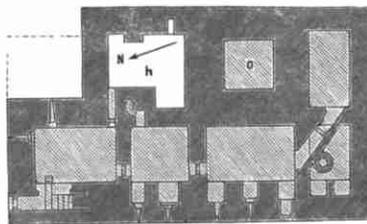


Abb. 1.

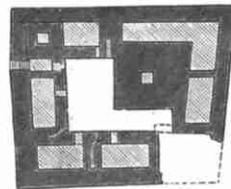


Abb. 2.

fenster in beiden Stockwerken, bei der Rudesheimer Niederburg nicht<sup>3)</sup>, während es mir fraglich ist, ob ein so unmittelbares Umschließen des Bergfrieds durch den Wohnbau, wie in Kaiserswerth, überhaupt schon in alter Burgenzeit vorgekommen ist, und andererseits, soweit die alten Abbildungen es erkennen lassen, dieser Wohnbau überhaupt keines der gekuppelten Fenster gehabt hat, die doch den romanischen (auch den Wohntürmen) in Burgen allem Anscheine nach nie gefehlt haben. (Auch von etwa im Schutte gefundenen Resten romanischer Fenstersäulen verlaute nichts.)

Der finstere und trutzige Charakter der Burg — neben dem Palast stand noch ein zweiter mit ihm durch einen hohen Zwischenbau verbundener Bergfrieds — wird a. a. O. S. 30 damit erklärt, daß es sich bei dem Kaiser um die Aufführung einer „Zwingburg“ gehandelt habe, die außer einer Sicherung des Rheinzolles „einen Stützpunkt der königlichen Gewalt am Niederrhein darstellen sollte“. Ebendasselbe ist aber auch angegeben, daß auf derselben (vormaligen) Rheininsel unter den Sachsenkaisern „ein fester Pfalzbaugestand“ gestanden habe, und da ist es, meine ich, schon an sich nicht wohl abzusehen, weshalb Barbarossa vor 1184 diesen „festen“ Bau durch einen anderen festen ersetzt haben sollte, während es doch erwünschtestenfalls wohl genügt haben würde, ihn durch weitere Wehrbauten besonders in der Umfassung — und dazu genügte die Rheininsel vollauf — zu verstärken. Dazu würde denn auch das adaugere der Inschrift bestens passen, recht wenig aber zu der Annahme (s. oben), daß der Hohenstaufenbau dieselbe Baugruppe umfasse, welche bei der Niederburg die gesamte Burg ausmacht. Andererseits stimmt aber auch wenig mit dieser angeblich neu errichteten „Zwingburg“ die Bemerkung in den „Kunstdenkmälern“ S. 140, daß das Schloß erst im 13. Jahrhundert so verstärkt zu sein scheine, daß es urkundlich früher nur als domus, von da an aber regelmäßig als castrum bezeichnet wurde.

Beachten wir hiernach die Einzelheiten des Palastbaues, so überrascht da zunächst die außerordentliche Mauerstärke, welche mit nahezu 6 m (im Erdgeschoß der Rheinseite) das sonst allgemein übliche Maß durchschnittlich um das dreifache übertrifft. Unter den vielleicht tausend mir teils aus der Anschauung der Ruinen, teils aus Büchern bekannten Palästen erinnere ich mich nur zweier mit ähnlicher Mauerstärke, — Pürnstein und Schramberg — damit aber sehr seltener Palastneubauten noch in der Zeit, da man durch solche Mauermassen sich vor der Wirkung der um 1400 gebräuchlich werdenden Pulvergeschütze sichern wollte.

Ebenso befremdliche Abmessungen zeigen die Türen im Innern des Baues, die mit ihren zwei Metern Breite mit den sonstigen älteren Burgbauten nichts gemein haben, und bei welchen es uns dann auch kaum noch überraschen kann, zu sehen, daß sie nach Ausweis der vier ausgehauenen Pfannen für die Zapfen mit je zwei Flügeln geschlossen gewesen sind. Solche „zweiflügeligen Doppeltüren“ (Bericht S. 35) kamen aber im Mittelalter nur bei Außentoren, Kirchtüren u. dgl. vor, während auch die Zapfeneinrichtung nicht notwendig auf die etwa noch romanische Zeit hinweist.

<sup>3)</sup> Die beiden Grundrisse (Abb. 1 nach dem des Berichtes, Abb. 2 nach v. Cohausen) sind zum besseren Vergleich auf denselben Maßstab gebracht. Bei Abb. 1 ist im Nordosten ein späteres Wohngebäude eingebaut, bei Abb. 2 die südwestliche Ecke zerstört. Uebrigens zeigt die Niederburg auch einen nur selten vorkommenden Burgentypus (vergl. Zentralblatt der Bauverwaltung 1886, S. 310).

<sup>2)</sup> Ursprünglich stand an der Stelle von Kaiserswerth ein Kloster des heil. Suitbert.



Abb. 1. Ansicht von Süd-Westen.

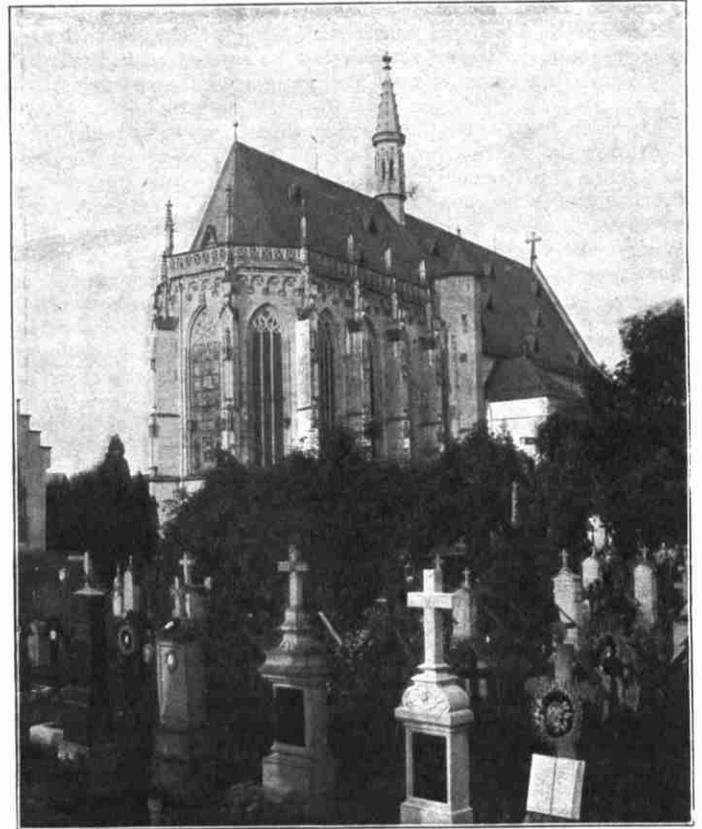


Abb. 2. Ansicht von Nord-Osten.



Abb. 3. Inneres.

Die Marianische Ritterkapelle in Haßfurt.

Eigentümlich sind weiter die schlitzförmigen Fenster im Obergeschoß. Sie haben nach außen wieder die besondere Höhe von mehr als zwei Metern und verengern sich dann auf 44 cm Breite, nicht, wie sonst, einfach mit schräger Wandung, sondern oben und seitlich mittels eines Absatzes in der Mauerdicke.<sup>4)</sup> Vor diesem finden wir dann gleichfalls beiderseits die Pfannen für zweiflügelige Fensterläden ausgehauen. Seitlich drehbare Fensterläden kannte man aber meines Wissens vor dem Ausgang des Mittelalters überhaupt nicht.<sup>5)</sup>

Soweit hiernach noch nötig, muß aber, wie ich meine, dem mit unserem mittelalterlichen Profanbauwesen vertrauten Besucher der Ruine, wenn er zu ihrer Höhe hinaussteigt, jeder Gedanke an einen Barbarosabau vollends schwinden. Es läuft da hinter der Rheinfront und fast ihrer ganzen Länge von 50 m nach eine Hausteintreppe hin, so wohlbelichtet, breit — nach dem Grundriß des Berichtes mehr als 2 m — und von solcher fast bis zur Unbequemlichkeit verminderten Steigung, wie ein solcher Bauteil etwa in einem Lustschloß der Barockzeit nicht überraschen würde, für einen romanischen Profanbau aber einfach undenkbar ist. Man betrachtete damals und auch später noch die Treppen innerhalb der Gebäude gewissermaßen als ein notwendiges Uebel, mit welchem man sich möglichst sparsam, auch in bezug auf den Raum abhalf<sup>6)</sup>. Als kennzeichnendes Beispiel mag da u. a. Trifels dienen, zu dessen auch angeblich von Barbarossa erbautem Saale „mit 40 Marmorsäulen“

<sup>4)</sup> Der kürzere weitere Teil ist nach innen in konvexer Form erweitert, wenn ich mich recht erinnere, mittels nachträglichen Abbaus der Backsteinmauerung.

<sup>5)</sup> Wenn nach Stephani (Der älteste deutsche Wohnbau 1903 II 267) solche „sehr deutlich“ schon auf einer Miniatur der Bibel Karls des Kahlen vorhanden sein sollen, so zeigt das (vollständige) Originalbild, veröffentlicht von Bastard, unverkennbar, daß es sich da sicher nicht um ein Fenster handelt. Nach Müller und Mothes, Archäol. Lexikon S. 401, kommen sie zuerst im 16. Jahrhundert vor. Die sonstigen auf solche spätere Zeit hinweisenden Besonderheiten des Baues machen es nicht wahrscheinlich, daß es sich hier nur um eine nachträgliche Aenderung handle.

<sup>6)</sup> Erwünschtenfalls könnte ich mich hier auch auf einen Gewährsmann wie v. Essenwein berufen. In seinem Buche „Der Wohnbau“ heißt es S. 153: „Insbesondere im 12. u. 13. Jahrhundert sah man die Treppen als einen Behelf an, um in die Höhe zu kommen, wie eben eine Leiter auch. Man stellte kaum an ihre Bequemlichkeit einige Anforderungen“. Es wird dann u. a. auf die sehr unbedeutenden und zum Teil dunklen Treppen auch noch des 14. Jahrhunderts im Marienburger Schlosse hingewiesen, „wo

kein anderer Aufstieg führte als zwei dunkle zweimal gebrochene Treppen in der nicht ungewöhnlichen Mauerdicke des anstößenden Bergfrieds. In der Regel wissen wir auch gar nicht, wo in den mehr oder weniger erhaltenen romanischen Palasen — so in Eger, Tirol, Boimont, Gelnhausen — eine Treppe gewesen sein mag. Dabei handelt es sich bei derjenigen unserer Ruine ganz unverkennbar — schon nach der ebenso ansteigenden Fensterreihe — und auch unbestritten um einen schon ursprünglichen organischen Bestandteil des Baues. Im übrigen ist sie zweimal durch große Podeste unterbrochen, neben welchen (außer den nach außen verengten Fenstern) weite Oeffnungen, wie die noch vorhandenen Kragsteine zeigen, zu irgendwie gestalteten Austritten führten. Solche waren bei romanischen Palassen, wo man beim Mangel der Verglasung frische Luft ohnehin im Ueberflusse hatte, auch nicht üblich.<sup>7)</sup>

Die, wie hier, überhaupt auf einer Längsseite des Gebäudes in der Mauerdicke entlang geführte Treppe sowie der auf einer Schmalseite liegende Haupteingang gehören, was anschließend bemerkt sei, auch noch zu den Besonderheiten, zumal, wenn man an einen romanischen Palas denkt, ebenso wie ein im Innern des Baues liegender Brunnen, dessen Mauerwand in Kaiserswerth (Abb. 1 in der Südwestecke) merkwürdigerweise noch turmartig bis in das zweite Obergeschoß emporgeführt war.

Wenn somit, wie ich meine, bei der Ruine kaum weniger als alles in einer schwer zu beseitigenden Weise gegen ihre bisher nicht angezweifelte Erklärung als Rest eines Barbarossa-Palases spricht, so ist zur Beantwortung der Frage, welchem Bauherrn sie denn zuzuschreiben sein möge, jedenfalls ein Hinweis des Berichtes selbst von Interesse. Der Geschichtsschreiber Voigt v. Elspe (geb. 1632) bemerkt in der *Delineatio Westphal.*, abgedruckt in Seibertz Quellen 1857 III S. 171, von dem Kölner Erzbischofe Salentin v. Isenburg (1567 - 1577): „Nec desit bonus princeps castra dioecesis Poppelsdorf, Brüttel, Kaiserswerth, Berge, Arnsberg ipsamque Bonnam novis structuris ex fundamento splendide ornare et augere.“ Können wir nun mit Sicherheit annehmen, daß der Bergfried o, von welchem jetzt nur noch die Umrisse zu erkennen sind, schon

doch die Ritter in beträchtlicher Zahl zusammenwohnten“, und weiter bemerkt, daß „selbst in den Klöstern erst mit dem 15. Jahrhundert die Treppenanlagen einigermaßen umfangreicher wurden“. Auch die Niederburg hat nur kleine „mannsbreite“ Treppen.

7) Ein Wiederherstellungsversuch von H. Knackfuß in *Stackes Deutscher Geschichte* gibt da einen Balkon und einen Erker. Nach dem Bericht S. 35 sollen die Oeffnungen „auch durch die unter ihnen ausragenden Steine Aufzugöffnungen ergeben“. Man legte aber wohl nicht da unten schon Aufzüge und zumal zwei nebeneinander an; auch gehört zu solchen ein Vorbau vielmehr über statt unter der Oeffnung.

dem ersten „festen Pfalzbau“ angehörte — derselbe hat eines solchen schwerlich entbehrt — so würde die Nachricht, daß er der Feste „einen Neubau von Grund aus hinzufügte“ — das splendide ornare wird sich eher auf spätere Lustschlösser wie Poppelsdorf und Bruel bezogen haben — sehr wohl auf den Bau, um dessen Ruine es sich hier handelt, bezogen werden können, wie ja auch die Nachricht, daß da im Jahre 1575 35 000 Ziegelsteine verbraucht wurden, bestens dazu paßt.<sup>8)</sup> Die einfachen Rundbogen, wie sie der Baurest zeigt, sind bei unseren Burgbauten zu keiner Zeit ganz außer Gebrauch gewesen. Ihre durchgängige Anwendung könnte etwa dem Einflusse der damals begonnenen Renaissance zugeschrieben werden. Wenn andererseits die oben hervorgehobenen Einzelheiten des Baues mehrfach auf eine ungefähr so junge Zeit geradezu hinweisen, so soll doch auch nicht verschwiegen werden, daß freilich die nach den alten Ansichten ungleich und sparsam verteilten Fenster der Rheinfront wieder wenig dazu stimmen wollen.

Endlich scheint uns der Bericht ungewollt auch eine Antwort auf die weitere Frage nahezu legen, wo denn Kaiser Rothbarts Palas gestanden haben möge. Bei den neuerlichen Ausgrabungen auf dem Burgplatze hat man umfangliche, von der Ruine durch einen späteren Hochwasserdamm getrennte, wenig erhaltene Mauerreste entdeckt, in welchen (Bericht S. 40) „vielleicht die Reste des älteren Palas, wohl jenes von den sächsischen Kaisern bewohnten Baues zu erkennen sind“. Es wäre nun kaum ein Wahrscheinlichkeitsgrund dafür zu finden (vergl. auch das schon oben dazu bemerkte), daß der erste Hohenstaufe sich neben diesem schon vorhandenen Kaiserpalas oder etwa anstatt des von ihm abgebrochenen einen neuen errichtet haben sollte. Immerhin aber würde man den Rest eines solchen wohl noch eher in jenen Mauerzügen zu sehen haben als in der jetzt dafür gehaltenen Ruine. Wie die Volksüberlieferung gern bedeutendes den ihr bekannten Großen zuschreibt, fehlt es ja auch sonst nicht an angeblichen Bauten Barbarossas, welche selbst günstigstenfalls als solche durchaus nicht zu beweisen wären. Hier erscheint mir auch nur die Möglichkeit als ausgeschlossen.

München.

Otto Piper.

<sup>8)</sup> Im Bericht wird zwar bemerkt, daß „die umfangreichen Umbauten (des Erzbischofes) an der Pfalz sich im wesentlichen auf das äußere Burggelände, nicht den Palas Friedrich Barbarossas erstreckt zu haben scheinen und die Arbeiten am Palas (?) sich wahrscheinlich nur auf die Erhöhung des Bergfrieds bezogen“. Doch sind das eben nur Vermutungen, für welche Gründe nicht angedeutet sind. Das *novis structuris ex fundamento augere* bedeutet auch offenbar mehr als das einfache *adaugere* der Inschrift.

## Die Marianische Ritterkapelle in Haßfurt.

Die malerisch gelegene Marianische Ritterkapelle in Haßfurt mit ihrem herrlichen, einzigartigen Wappengürtel unter dem Hauptgesims des Chores zeigt heute schon einige Spuren wiederbeginnender Zerstörung. Die Erneuerungsarbeiten waren Heideloffs letztes, unvollendet gebliebenes Werk. Er starb 1865 in Haßfurt, wo er auch in der Nähe des Chores der Ritterkapelle, für die er mit soviel Begeisterung eingetreten ist, begraben liegt.<sup>\*)</sup> Es war ihm nicht vergönnt, mehr als die Vollendung des Chores zu erleben. Schade, denn die 1891 nach einer Lotterie wieder aufgenommene Wiederherstellung ist als verunglückt zu bezeichnen, namentlich das Figürliche, das ein ins Gotische übersetztes Barock ist, oder bei den Apostelfiguren des Hochaltars sich als schwächliche Nachahmung Peter Vischerscher Gestalten zu erkennen gibt. Heideloff hat im Chorbau sein Bestes gegeben, was er je geschaffen (Abb. 2). Er hat sehr glücklich den alten Charakter getroffen, und es ist bei diesem Chor gewiß nicht am Platze, den Vielgeschmähten anzugreifen. Nur bei den Fenstermaßwerken sehen wir ihn auffallenderweise im üblichen Fahrwasser. Inwieweit bei der Westseite (Abb. 1) seine Pläne mitsprechen, entzieht sich meiner Kenntnis; ebenso ob die massigen Strebepfeiler des Schiffes von ihm vorgesehen waren. Sicher ist, daß der kleine, steinerne (!) Dachreiter, der auf der Dachkonstruktion zu sitzen scheint, in Wirklichkeit aber auf der Triumphbogenmauer steht, nicht Heideloffs Plan war. In den in Haßfurt befindlichen getuschten Originalplänen Heideloffs war ein reicher seitlicher Turm mit durchbrochener Spitze beabsichtigt, wie aus der Längsansicht hervorgeht, welche im katholischen Stadtpfarrhause hängt. Der Dachreiter wurde 1892 aus Mangel an Mitteln statt des Nordturmes gewählt. Das Innere (Abb. 3) wirkt, mit Ausnahme der süßfarbenen Glasfenster und des schneeweißen Hochaltars, sowie der Form der Schiffgewölbe, die alt sind, stimmungsvoll. Es ist auch hier wieder

der Chor, der Heideloff auf der Höhe künstlerischen Könnens zeigt. Auffallend ist der dreiteilige Triumphbogen mit einem Kreuzifix, der vielleicht auf ein ursprünglich dreiteiliges Schiffsinere hindeutet; nur ist in seiner jetzigen Gestalt der Anschluß der Mittelschiffwände nicht klar. — Der jetzige bauliche Zustand des Chores, vierzig Jahre nach seiner mit großen Opfern erfolgten Wiederherstellung, ist ganz danach angetan, bei der Wiederherstellung alter Baudenkmalen nur die größte Dauerhaftigkeit des Baustoffes, namentlich für die reicheren Teile, als annehmbar und ausschlaggebend zu betrachten gegenüber etwaigen Bedenken wegen Farbe und Ansehen, und ferner den Hauptwert auf bessere Gründung oder Unterfangung der Mauern zu legen. Ein Vorwurf soll in diesem Verlangen nicht liegen. Sind doch bedauerlicherweise bei vielen Wiederherstellungen die Unzulänglichkeit der Mittel und mehr noch erdrückende Wünsche der Laien-Bauherren Kräfte, denen gegenüber der Baumeister wenig Macht hat. Die Schäden, welche die Ritterkapelle heute aufweist, treten namentlich auf der Südseite des Chores zutage; an den meisten Chorfenstern zeigen sich mehr oder weniger deutliche Scheitelrisse, wohl 2 bis 3 cm klaffend. Sie scheinen sich auch den großen Fenstermaßwerken mitgeteilt zu haben. Ihre Spuren lassen sich eine ziemliche Strecke unter dem Kaffsims als feine Sprünge erkennen. Die Verwitterung hat ringsum, namentlich an dem wappengeschmückten, gekehlten Oberteil des Hauptgesimses, sehr bemerkbar begonnen, wo einige Steine schon anfangen abzublättern und mehrere Wappen ihre Farbe ziemlich verloren haben. Die Baldachine haben weniger gelitten; hier und da ist eine der Rosettenendigungen abgefallen, die Kreuzblumen der Fialen sind bis auf zwei alle noch gut. Schade ist auch, daß die alten Rittergrabmäler, die an den Außenwänden des Schiffes aufgestellt sind, so sehr schutzlos dem Wetter preisgegeben sind.

\*) Dankbare Schüler errichteten ihm 1870 hier ein Grabmal.

## Vermischtes.



Abb. 1. Die alte Domkurie. Domherrnkurie in Hildesheim.



Abb. 2. Die neue Domkurie.

Die neue Pforte an der Westseite des Domes in Metz ist am 14. Mai in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin mit großen Feierlichkeiten geweiht und eröffnet worden. Dem prächtigen Werk, das Paul Tornow im Verein mit dem Bildhauer Dujardin seit dem Jahre 1900 geschaffen, ist die höchste Anerkennung zuteil geworden. Ueber den Bau der Pforte und über das fertige Werk sowie über die Geschichte des Metzzer Domes ist im Zentralblatt der Bauverwaltung 1891, S. 497 u. 517, 1903, S. 241 und in der „Denkmalpflege“ 1900, S. 122, 1901, S. 48 und 1902, S. 101 ausführlich berichtet.

In dem Fassadenwettbewerb des Vereins zur Erhaltung und Pflege der Bau- und Kunstdenkmäler in Danzig (vergl. Jahrg. 1902 d. Bl., S. 46) haben erhalten: den ersten Preis: in Gruppe A, Regierungs-Bauführer Friedrich Dobermann in Breslau, in Gruppe B, Architekt Caspar in Danzig und in Gruppe C, die Architekten Prevot und Max Hummel in Kassel; — den zweiten Preis: in Gruppe A, Architekt Albert Braendli in Freiburg i. Br., in Gruppe B und in Gruppe C, Architekt Joh. Nep. Kremer in Frankfurt a. M.; — den dritten Preis: in Gruppe A, Architekt Joh. Nep. Kremer in Frankfurt a. M., in Gruppe B, Architekt Gustav Luther in Gr. Salze bei Magdeburg und in Gruppe C, Architekt Paul Schaller in Erfurt; — den vierten Preis: in Gruppe A, Architekt Joh. Grothe, in Gruppe B, Architekt Heinrich Schlump in Charlottenburg und in Gruppe C, die Architekten Hermann Rohde in Wilmersdorf u. Franzke in Schöneberg.

Ferner sind noch Blätter angekauft worden aus den Entwürfen folgender Architekten: Luther in Gr. Salze, Regierungs-Baumeister Winter in Straßburg i. E., Schaumann in Hannover, A. Liertz in Düsseldorf, Walter Marks in Danzig, Alfred Meyer in Charlottenburg, Oskar Grothe in Berlin-Wilmersdorf, Albert Thölken in Bremen, Basarke in Dresden, Lahrs in Hannover, A. Runge in Hannover, Sasse in Hannover, Schutte in Barmen, Friedr. Aug. Küster in Köln, Schöll in Leipzig und Schrammen in Halensee.

**Neubau einer Domherrnkurie am alten Domhofe in Hildesheim.** Alte Gebäude sind oft nur schwer unseren heutigen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten anzupassen; besonders sind unsere Ansprüche an Grundrißanordnung und Geschoßhöhe ganz andere geworden als bei unseren Vorfahren vor 300 oder 400 Jahren. Daher verschwinden so viele der alten Bauten. Auch in Hildesheim ist manches alte Haus diesem Bedürfnis zum Opfer gefallen. In einigen Fällen ist jedoch wenigstens die alte Fassade noch ge-

rettet, während das Eingeweide des Baues herausgerissen und das Innere umgebaut wurde. In anderen Fällen wurden von dem alten Bauwerk nur einzelne Teile oder Geschosse wieder verwertet. So u. a. bei dem notwendig gewordenen Neubau einer Domherrn-Kurie auf dem kleinen Domhofe. Dieses Gebäude war als Bäckerei errichtet und hatte mehrere Jahrhunderte als solche gedient, weshalb es den Namen „Papen-Bäckerei“ trug; zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts war es zu einer Wohnung für einen der Domgeistlichen umgebaut, allerdings in einer Weise, die heutigen, selbst bescheidenen Ansprüchen kaum noch genügen konnte, so z. B. blieb die Zimmerhöhe in dem zum Wohnen benutzten Stockwerk noch unter 2 m. Als nun auch noch an einem Teile des Hauses Baufälligkeit eintrat, wurde von dem Kultusminister ein Neubau angeordnet. Hierbei mußten, einer in Hildesheim gültigen Polizei-Verordnung entsprechend, zur Fassade echte Baustoffe verwendet werden, und ihre Ausbildung hatte in einem alten, mit der Umgebung übereinstimmenden Stile zu erfolgen. Aus diesem Grunde, und um möglichst viel von dem alten, übrigens schlichten Bau zu erhalten, wurde das obere in kräftigem Eichenholz gezimmerte Stockwerk des alten Baues wieder auf dem Neubau angebracht, wobei, abgesehen von notwendigen Ersatzstücken, jede neue Zutat vermieden ist. Die neuen unteren Geschosse haben roten Sandstein an den Einfassungen, die Flächen sind in Spritzbewurf gepußt, das Holzwerk ist dunkelrot gestrichen. Die beigegebenen Abbildungen zeigen das alte Haus und den Neubau mit dem wiederverwandten alten oberen Stockwerk.

H—g.  
So dankbar die Wiederverwendung eines Teiles des alten Hauses zu begrüßen und das Bestreben, die neuen Teile mit den alten zusammenzubringen, anzuerkennen ist, so zeigt doch ein Vergleich der beiden Abbildungen, daß der Neubau den Reiz des alten schlichten Baues nicht erreicht. Er konnte vom Entwurfsverfasser wegen der Mitwirkung verschiedener Behörden und Berücksichtigung von gegebenen Vorschriften und Bedingungen auch wohl kaum erreicht werden. Eine weniger anspruchsvolle Behandlung des Portals und der Fensterausbildungen hätten beim Neubau günstiger gewirkt. Auch ein Beibehalten des großen ziegelbehängten Giebels mit den schlichten Fenstern und die alten Formen der Schleppluken wären nur von Vorteil gewesen. Jedenfalls zeigt das Hildesheimer Beispiel wiederum, daß man die alten Bauten solange wie möglich unberührt lassen und auf keinen Fall bei unabwendbaren Umbauten verschönern soll. D. Schriftl.

**Schloß Velthurns bei Brixen** ist nach den übereinstimmenden Nachrichten Innsbrucker Tagesblätter von der Gefahr einer argen Verstümmelung bedroht, welche alle Freunde Tiroler Kunst und die an der Erhaltung des Tiroler Denkmälerbestandes beteiligten Kreise in große Aufregung versetzt. Der regierende Fürst von Lichtenstein, der Besitzer von Velthurns, soll das prächtige Fürstenzimmer dieses Schlosses, dessen vortreffliche Nachbildung im Tiroler Hause allen Besuchern der letzten Pariser Weltausstellung in angenehmer Erinnerung geblieben ist und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf dieses Kleinod lenkte, dem Bozener Museum geschenkt haben. Was letzterem ein Hauptgegenstand der Anziehung für die alljährlich Bozen berührende große Fremdenmenge werden könnte, würde für Velthurns einen nie wieder gut zu machenden Verlust bedeuten. Heute befindet sich das von 1578 bis 1580 durch den Brixener Meister Matthias Parlati errichtete Schloß immerhin in verhältnismäßig gutem Bauzustande und besitzt noch einen beträchtlichen Teil der bis 1585 vollendeten Ausstattung, für deren Anfertigung Meister aus Brixen, Klausen, Bruneck, Bozen, Meran, Trient, aber auch aus Augsburg und Brescia herangezogen wurden. Durch die Arbeiten dieser Meister, welche bis heute insgesamt urkundlich belegbar sind, ist Velthurns ein Schmuckstück nicht nur Tiroler Kunst, sondern auch insbesondere deutscher Renaissance mit italienischem Einschlag geworden. Die Wand- und Deckenvertäfelungen sowie die Einlegearbeiten zeigen ebensoviel Geschmack wie ganz außergewöhnliche Beherrschung der Technik. Nunmehr soll nach den in den Nachrichten das ganze Fürstenzimmer dem Bozener Museum überlassen werden, nach den andern nur das Wandgetäfel, indes die Decke im Schlosse zu verbleiben hätte. Es handelt sich hier also darum, den schönsten Edelstein eines einzigartigen Juwels ganz oder teilweise auszubrechen und ganz zusammenhanglos unter vollständig anderswertige Museumsgegenstände einzureihen. Das Fürstenzimmer in Velthurns muß an einem anderen Orte wesentliches von seiner Wirkung verlieren, die namentlich auf seinem heute noch unmittelbaren Zusammenhange mit der Ausstattung der übrigen Räume in Velthurns beruht. Gerade diese Gesamtheit und Geschlossenheit läßt sowohl den Kunstsinn und feinen Geschmack der als Bauherren auftretenden Fürstbischöfe von Brixen als auch die hohe Leistungsfähigkeit des Tiroler Kunsthandwerkes im 16. Jahrhundert erkennen. Ist aber der künstlerisch vornehmste Raum seines Schmuckes ganz oder zum größten Teile beraubt, dann besteht für Velthurns die Gefahr weiterer Verschleppung der Ausstattungstücke anderer Gemächer, die mit jenem eine innerlich zusammenhängende Reihenfolge bilden. Das Erhaltungsinteresse für die Bodenständigkeit des Kunstwerkes sinkt und die Verschleppungsgleichgültigkeit würde auch dem Fortbestande des Baues kaum förderlich sein.

Es erscheint geradezu rätselhaft, daß ein durch seinen hohen Kunstsinn weithin bekannter Besitzer seine Zustimmung zu einer solchen Ueberlassung erteilt hat, welche zwar das Interesse des Bozener Museums, nicht aber das höherstehende des gesamten Tiroler Kunstbesitzes im Auge hat. Die Zentralkommission für Kunst- und hist. Denkmale in Wien ist sofort nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten bei dem Fürsten Lichtenstein mit einer entsprechenden Vorstellung nachdrücklich für die Belassung des Fürstenzimmers in Velthurns eingetreten. J. N.

**Die sogenannte Römerbrücke bei der Tauglmühle nächst Vigaun**, welche in dem von Golling über Kuchl nach Hallein führenden alten Straßenzuge liegt, sieht einer zweckentsprechenden Instandsetzung entgegen. Die Zentralkommission für Kunst- und hist. Denkmale in Wien unterstützt wärmstens alle Schritte zur Erhaltung der auch landschaftlich reizend gelegenen alten Brückenanlage, deren Entstehung jedenfalls sehr weit zurückreicht. Es ist sehr erfreulich, daß man in Salzburg selbst sich der Sache so entschieden annimmt.

**Dr. Jos. Alex. Freiherr v. Helfert in Wien** feierte am 30. April den Gedenktag seiner vor vierzig Jahren erfolgten Ernennung zum Präsidenten der österreichischen k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Aus diesem Anlasse überreichten die Mitglieder dieser Kommission dem hochbetagten, aber körperlich wie geistig gleich rüstigen Vorstände in einer besonderen Festsitzung eine künstlerisch ausgeführte Adresse.

### Bücherschau.

**Bayreuth und seine Kunstdenkmale** von Dr. Friedrich Hofmann. München 1902. Vereinigte Kunstanstalten A.-Ges. vorm. Jos. Albert, Kunstverlag. VIII u. 112 S. in 4<sup>0</sup> mit 1 Titelblatt

in Kudka-Gravüre, 1 Farben-Beilage, 14 Tafeln u. 128 Abb. im Text. Geb. Preis 9 M.

Wenn man ins Auge faßt, wie viele tausend Kunstbegeisterte aus Nah und Fern die so lange vergessene, alte Markgrafenstadt Bayreuth in ihren Mauern sah, seit R. Wagner sie sich für den Weheteipel seiner Werke erkoren hatte, so kann man nicht sich des Staunens erwehren, daß eine Stadt von solch glänzender künstlerischer Vergangenheit so lange von der Forschung vernachlässigt werden konnte. Und es mußte doch der flüchtigste Gang durch und um die Stadt mit jedem Schritt aufs neue daran gemahnen, wie vier Jahrhunderte hindurch kunstfördernder Sinn und arbeitsfrohe Hände unermüdetlich sich geregt und der Stadt einen solchen Reichtum eigenartiger, ihre Entstehungszeit trefflich wiederpiegelnder Werke hinterlassen hatten. Wer sich aber über all dies unterrichten wollte, fand bis vor kurzem noch so gut wie nichts und das Wenige, was etwa in Betracht gezogen hätte werden können, war nicht einwandfrei. Erst Hofmann hat in seinem 1901 erschienenen Werk über „Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg, fränkische Linie“ (vergl. Zeitschrift für Bauwesen 1903, Heft IV–VI, Seite 369) die alte Hohenzollernresidenz in ebenso sachlicher wie würdiggediegener Weise der Kunstgeschichte erschlossen und eine ganze Reihe bedeutungsvoller Fäden, die Bayreuth mit den verschiedenen allgemeinen Kunstströmungen in Verbindung hielten, bloßgelegt. Aus den betreffenden Abschnitten obigen Werkes heraus ergab sich aber für den Verfasser ganz von selbst der naheliegende Gedanke, einerseits ein geschlossenes abgerundetes Bild der kunstgeschichtlichen Entwicklung der Stadt Bayreuth an Hand der Zeugen früherer Kunstpflege zu entrollen, andererseits aber auch auszubauen und zu vertiefen, was dem Rahmen jenes Werkes entsprechend zunächst nur in größeren Zügen hatte behandelt werden müssen. Die Ausführung dieses Gedankens liegt nun in einer stattlichen Band vor. Als Einführung und als Bindeglied für die einzelnen Abschnitte wird dem Ganzen eine vorzüglich aufgebaute geschichtliche Uebersicht über „Die Stadt und ihre Fürsten“ vorausgeschickt. Jedes der geschilderten Kunstwerke gibt sich uns zunächst als ein durch seine Entstehungszeit und die Ausgestaltung des städtischen Gemeinwesens und der fürstlichen Hofhaltung bedingtes und deutlich gekennzeichnetes Erzeugnis. Es liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen, auf die einzelnen Abschnitte einzugehen, doch seien einige Punkte herausgegriffen. Als Ausgangspunkt der Kunstentwicklung ist die alte, im wesentlichen gotische Stadtkirche genommen, eine basilikale Anlage aus dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts, die trotz verschiedener Aenderungen und Zutaten späterer Zeit zu den wichtigsten fränkischen Bauwerken zählt. Die Renaissance wird hauptsächlich durch die markgräfliche Kanzlei, ein merkwürdiges Gebäude von „förmlich klassizistischem Gepräge“ und den Umbau des alten Schlosses vertreten. Den vereinzelt erscheinenden dieser früheren Kunstabschnitte steht das Rokoko als die Zeit der üppigsten Kunstblüte Bayreuths gegenüber und in diesem Umstande ist auch der Gesamteindruck der Stadt begründet. Man darf mit gutem Recht behaupten, daß, sowie sich heute die Stadt noch gibt, der wesentlichste Anteil dieses Rokokoidylls der kunstsinnigen, kunstbedürftigen, so vielfach geschmähten Schwester Friedrichs des Großen, der Markgräfin Wilhelmine zukommt; es genügt ja, etwa auf die Eremitage, auf Sanspareil oder das neue Schloß hinzuweisen. Man muß sich kopfschüttelnd fragen, wie solche Werke so lange in Vergessenheit verharren konnten. Um so höher ist das Verdienst Hofmanns anzuerkennen, der endlich den Bann gebrochen und diese Schätze der Allgemeinheit zugeführt hat. In diesen Abschnitten steigert sich des Verfassers Darstellung, ganz abgesehen von der geschichtlich und kunstgeschichtlich gleich tüchtigen Behandlung des Stoffes, stellenweise zu einer in derartigen Werken seltenen, die Stimmung und das Wesen der Zeit treffenden, poesievollen Schilderung, die uns oft erst ganz in den Geist der Werke eindringen läßt. — Dieser kurze Hinweis möge genügen, und mit besonderem Nachdruck darf wohl noch hervorgehoben werden, daß die zahlreichen Abbildungen ebenso glücklich in der Auswahl wie in der Aufnahme sind. Wir empfehlen das genußreiche Werk sowohl Künstlern wie Kunsthistorikern, nicht minder aber auch der großen Gemeinde der Bayreuthpilger. H.

**Inhalt:** Die alte Rheinbrücke in Basel. — Wandmalereien in den Kirchen des Kreises Salzwedel. — Die Kaiserswerther Ruine ein Barbarossabau? — Die Marianische Ritterkapelle in Haßfurt. — Vermischtes: Die neue Pforte an der Westseite des Domes in Metz. — Fassadenwettbewerb des Vereins zur Erhaltung und Pflege der Bau- und Kunstdenkmäler in Danzig. — Neubau einer Domherrnkurie am alten Domhofe in Hildesheim. — Schloß Velthurns bei Brixen. — Die sogenannte Römerbrücke bei der Tauglmühle nächst Vigaun. — Vierzigjährige Wirksamkeit des Freiherrn v. Helfert in Wien. — Bücherschau

Für die Schriftleitung verantwortlich: I. V. Paul Engelmann, Berlin.  
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.  
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg., P. M. Weber, Berlin.